

Dodo zu Knyphausen

Paradoxien und Visionen

Visionen einer paradoxen Theorie der Entstehung des Neuen¹

I.

»Paradoxien und Visionen«: Das ist ein Thema mit einem stark esoterischen Beigeschmack. Im Kontext von Überlegungen zu einem Strategischen Management von Industrieunternehmen – jenem Diskussionszusammenhang, zu dem der Autor einen Beitrag leisten möchte – können sich Beiträge zu einem solchen Thema im allgemeinen nur Berater leisten, die in den traditionellen Bahnen schon erfolgreich *gewesen sind* oder die durch die Ungewöhnlichkeit ihrer Aussagen erfolgreich *werden wollen*. (Zu ersteren kann man vielleicht den Ex-McKinsey-Partner Tom Peters zählen, zu letzteren den Berater-Guru Gerd Gerken.²) Ich möchte im folgenden versuchen, die Grundzüge eines *Theoriekonzeptes* plausibel zu machen, das nicht von vornherein nur in eine solche Schublade paßt und sich lieber der wissenschaftlichen Diskussion (was immer das im einzelnen ist) aussetzt.

II.

Wenn man von Paradoxien spricht, hat man meist die klassischen Beispiele im Auge. Das bekannteste ist vielleicht das des Kreters Epimenides, der behauptet, alle Kreter seien Lügner, damit aber die nicht entscheidbare Frage provoziert, ob er selbst Lügner ist oder die Wahrheit spricht. Aber auch andere Beispiele sind in der

¹ Der folgende Text ist die schriftliche Fassung eines Vortrages, den ich am 2. 12. 89 in Schloß Gimborn gehalten habe.

² Vgl. T. Peters, *Thriving on Chaos. Handbook of a Management Revolution*, New York et al. 1987; G. Gerken, *Der neue Manager*, Freiburg i. Br. 1986.

Literatur immer wieder diskutiert worden; Quine³ nennt etwa die folgenden:

– Das (auf Russell zurückgehende) Paradox von jenem Dorfbarbier, der all diejenigen und nur diejenigen Bewohner seines Dorfes rasiert, die sich nicht selbst rasieren. Rasieren der Barbier dann auch sich selbst? Nach der angegebenen Regel müßte er es dann tun, wenn er sich nicht selbst rasiert; dann aber ist er ja jemand, der sich selbst rasiert und müßte sich deshalb gerade nicht rasieren, woraus dann allerdings wieder folgt, daß er sich rasieren müßte, usw.

– Das Grellingsche Paradox, nach dem man ein Wort dann als »autologisch« bezeichnen kann, wenn es auf sich selbst zutrifft, und als »heterologisch«, wenn gerade das nicht der Fall ist (»kurz« ist also autologisch, weil es selbst kurz ist; »lang« dagegen heterologisch, weil es nicht lang ist). Was ist dann aber »heterologisch«? Wenn »heterologisch« autologisch wäre, bedeutete das, daß es auch auf sich selbst zutreffen müßte; dann aber müßte »heterologisch« gerade heterologisch und nicht autologisch sein. Das aber würde bedeuten, daß dieser Begriff auf sich selbst zutrifft, was wiederum die Bezeichnung »autologisch« rechtfertigen würde, usw.

– Die Russellsche Mengenparadoxie, die sich aus der Frage ergibt, zu welcher Menge jene Mengen gehören, die sich nicht selbst enthalten. Daß es Mengen gibt, die sich selbst enthalten, ist klar; die Menge etwa all jener Mengen, die mehr als fünf Mitglieder haben, hat sicherlich selbst mehr als fünf Mitglieder. Auch das Gegenteil kommt natürlich immer wieder vor; auch die Menge jener Mengen, die weniger als fünf Mitglieder haben, hat zweifellos mehr als fünf Mitglieder. Die Menge der Mengen aber, die sich nicht selbst enthalten, läßt sich so einfach nicht zuordnen, wenn es sich hier um eine Menge handelt, die sich selbst enthält, kann es sich ja nicht gleichzeitig um eine Menge handeln, die sich nicht selbst enthält; im anderen Fall aber, in dem diese Menge zu jenen Mengen gehört, die sich nicht selbst enthalten, würde eben diese Menge sich selbst enthalten, und das widerspräche wiederum der Voraussetzung. Auch hier entsteht offensichtlich jener Circulus vitiosus, durch den sich auch die beiden anderen Beispiele kennzeichnen lassen.

Vor dem Hintergrund dieser Beispiele kann man versuchen, zu einer ersten Umschreibung dessen zu kommen, was eine Paradoxie »ist«. (Ich sage bewußt »Umschreibung«: Paradoxien lassen sich nicht »zeitlos« definieren. Warum, das werden die folgenden Überlegungen – hoffentlich – zeigen.) Der Einfachheit halber zwei Zitate:

3 W. V. Quine, »The Ways of Paradox«, in: ders., *The Ways of Paradox and Other Essays*, New York 1960, S. 3-20.

»Paradoxien sind Widersprüche, die dazu einladen, eine Position zu beziehen mit der Folge, daß man sich damit auf die Gegenposition versetzt findet.«⁴

»The sense that something is paradox derives from the relationship between an event and the context within which that event is described. ... Paradox, then, is a *lack of fit* between frame and contents which causes the observer to alternate between two competing perspectives.«⁵

An diesen Aussagen sind vier Punkte hervorhebenswert. *Erstens*: Paradoxe Aussagen sind selbstreferentiell strukturiert: Sie beziehen sich auf sich selbst. *Zweitens*: In diese selbstreferentielle Struktur ist eine Ebenendifferenz eingebaut. Epimenides *ist* Kreter, spricht aber zugleich auch *über* Kreter. *Drittens*: Es kommt eine Negation hinzu. Nicht jede selbstreferentielle Aussage (mit Gertrude Stein etwa: »Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose«) beinhaltet schon von vornherein eine Paradoxie. (Bei genauerer Betrachtung kann man allerdings auch in eine solche – offensichtlich tautologische – Aussage eine Negation *hineinkonstruieren*; insofern führt jede selbstreferentielle Aussage zumindest zu einem Paradoxieverdacht. Ich werde darauf noch zurückkommen.) Und schließlich *viertens*: Es ist immer ein Beobachter, für den eine Aussage paradox erscheint; *er* wird, wenn er dem Lauf der Paradoxien folgen will, zu einem Hin-und-Her zwischen den beiden Polen gezwungen.

III.

Wenn man sich die bisherigen Überlegungen vor Augen führt, kann man zunächst einmal sagen: Es gibt – für einen Beobachter jedenfalls – Paradoxien. Die Paradoxien, die wir kennengelernt haben, scheinen dabei freilich einen einigermaßen artifiziellen Charakter zu besitzen; sie müssen deshalb nicht weiter beunruhigen. Sicherlich, das Auftauchen der Russell-Paradoxie hat seiner-

4 N. Luhmann, »Autopoiesis als soziologischer Grundbegriff«, in: H. Haferkamp/M. Schmid (Hg.), *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, Frankfurt a. M. 1987, S. 307-324 (S. 315).

5 J. Efran/C. Caputo, »Paradox in Psychotherapy: A Cybernetic Perspective«, in: *Journal of Behavior Therapy & Experimental Psychiatry* 15 (1984), S. 235-240 (S. 236).

zeit in der Mathematik zu einer Grundlagenkrise geführt, aber diese Krise hat doch das, was man *Normal Science* nennen kann, nicht wirklich tangiert. Vielleicht aus gutem Grund: Vielleicht kann man wahre Aussagen nur produzieren, weil man unwahre Annahmen macht.⁶ Vielleicht geht man deshalb normalerweise davon aus, daß eine Theorie *widerlegt* ist, wenn dem kritischen Beobachter eine *Reductio ad absurdum* gelingt. Vielleicht kann man nur etwas sehen, wenn es gleichzeitig »blinde Flecken« (H. von Foerster) gibt, man also anderes *nicht* sieht.

Allerdings: ganz so einfach scheinen sich Paradoxien heute doch nicht mehr an den Rand drängen zu lassen. Zumindest auf *selbst-referentielle* Verhältnisse trifft man heute überall. Muß nicht ein Gehirn, das eine Theorie über das Gehirn erfindet, auch eine Theorie über sich selbst erfinden? Muß nicht eine Theorie der Komplexität selbst komplex sein? Müssen nicht wissenschaftliche Theorien, die sich mit »Gesellschaft« beschäftigen, auch Theorien über die Wissenschaft – als einem Teilsystem der Gesellschaft – sein?

Mit dem Aufkommen von Selbstreferenzen nährt sich aber, wie wir gesehen haben, der Verdacht, daß man es auch mit paradoxen Verhältnissen zu tun hat. Um nur das sowohl für die Wissenschaft als auch für die Wirtschaft Beunruhigendste zu nehmen: Könnte es nicht sein, daß Rationalität – jenes Konzept, von dem doch beides seine Identität zu gewinnen scheint – eigentlich etwas ganz Irrationales ist? Daß unsere fortschreitende Beherrschung beispielsweise unserer natürlichen Umwelt dazu führt, daß diese Umwelt sich immer weniger beherrschen läßt?

Diese Beobachtungen machen es wohl doch nicht weiter erstaunlich, daß Selbstreferenz und Paradoxie heute auch in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen auftauchen und thematisiert werden – von der Psychotherapie bis zur Wirtschaftstheorie. Selbstreferenz und Paradoxie werden nicht mehr nur negiert oder – was das Gleiche ist – nur als lähmende Faktoren betrachtet. Im Gegenteil, man entdeckt heute auch ihre *produktiven* Funktionen. Und das ist es natürlich, was diese beiden Begriffe auch für eine Theorie der betriebswirtschaftlichen Organisation interessant macht. Es lassen sich damit nämlich Überlegungen anstellen zu

6 Vgl. N. Luhmann, »Die Richtigkeit soziologischer Theorie«, in: *Merkur* 41 (1987), S. 36-49.

einer Theorie der *innovativen* Unternehmung, zu einer Theorie der »Entstehung des Neuen«, zu einer Theorie, in der – wie wir noch sehen werden – auch »Visionen« ihren Platz haben. Aber gehen wir behutsam vor.

Zunächst ist es interessant, sich klar zu machen, daß Paradoxien nicht den Informationsgehalt einer Aussage zerstören – wie man das wohl normalerweise annimmt, sondern im Gegenteil einen *unendlichen Informationsgehalt* besitzen. K. Krippendorff⁷ zeigt das in der folgenden Weise: Für einen nicht informierten Beobachter besteht Unsicherheit darüber, welche der N möglichen Umweltzustände eintreten. Wenn man davon ausgeht, daß die Möglichkeiten sich nach einem Ja/Nein-Schema (hierarchisch) ordnen lassen, dann lautet die Formel für die Berechnung des Unsicherheitsmaßes:

$$(1) U = \log_2 N \text{ (bits)}$$

Maximale Sicherheit ist dann vorhanden, wenn es keine Alternativen gibt, N also gleich 1 ist. In diesem Fall gibt es keinerlei Unsicherheit: $\log_2 1 = 0$.

Die *Information* einer Botschaft bemißt sich nun, nach dem bekannten Vorschlag von Shannon und Weaver, nach der Veränderung der Unsicherheit bezüglich des Eintreffens der verschiedenen Möglichkeiten. Formal ausgedrückt:

$$(2) I(\text{message}) = U(\text{before its reception}) - U(\text{after its reception}) \\ = \log_2 N_{\text{before}} - \log_2 N_{\text{after}}$$

Daraus ergibt sich:

$$(3) I(\text{message}) = - \log_2 (N_{\text{after}}/N_{\text{before}})$$

Eine Ja/Nein-Antwort würde nach dieser Formel also ein Bit Information erfordern; vier Möglichkeiten würden 2 Bit Information erfordern usw.

Betrachten wir nun ein Paradox. Ein Paradox läßt sich, wie oben gezeigt wurde, durch die formale Struktur »P und non-P« kennzeichnen: Der Beobachter wird von einem Pol zum anderen Pol getrieben, ohne daß ein Ende abzusehen wäre. Wenn ein Beobachter also einem Paradox begegnet, ist die Anzahl der Alternativen, die ihm nach der Begegnung noch bleiben (= N_{after}), gleich 0. Der Logarithmus von 0 ist aber $-\infty$, so daß sich ergibt:

$$(4) I(\text{paradox}) = U(\text{before its reception}) - \log_2 0 = +\infty$$

7 K. Krippendorff, »Paradox and Information«, in: *Progress in Communication Sciences* 5 (1984), S. 46-71.

Unendliche Information: das ist etwas, was die Informationsverarbeitungsmöglichkeiten eines jeden Beobachtersystems (sei es ein Mensch, sei es ein Computer) prinzipiell überfordern muß. Das sieht man auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick – das heißt: nachdem man sich noch einmal unsere Beispiele vergegenwärtigt hat – sieht man freilich, daß es offenbar sehr wohl eine Handhabungsmöglichkeit für den Beobachter gibt: Er springt zwischen den beiden Polen dauerhaft hin und her. *Unendliche Information wird, mit anderen Worten, in endlose Information umgewandelt*: Es ist die Ausdehnung der Beobachtung in die Zeit, die den Information Overload verhindert.

IV.

Die Einführung von Zeit: das ist m. E. der entscheidende Schritt, den man auf dem Wege zu einer Theorie der »Entstehung des Neuen« gehen muß. Neues entwickelt sich in-der-Zeit; »Entstehung des Neuen« und »Zeit« sind unterschiedliche Seiten der gleichen Medaille. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß die Entstehung des Neuen mit einer Paradoxie zu tun hat. Schon Platon⁸ läßt seine beiden »Helden« Sokrates und Menon darauf stoßen, als sie die Frage diskutieren, ob die Tugend lehr- bzw. erlernbar sei: Wenn man etwas bereits weiß, so kann man es doch nicht mehr erlernen, denn man weiß es ja bereits. Wenn man es jedoch noch nicht weiß, dann kann man es auch nicht erlernen, denn wie soll man wissen, wonach zu suchen ist. Das in der Entwicklung Neue setzt also das in der Entwicklung Alte bereits voraus; das »absolut Neue« ist überhaupt nicht vorstellbar:

»Etwas, das in jeder Beziehung neu wäre, würde sich durch keine uns bekannte Eigenschaft auszeichnen, es wäre weder rund noch eckig, es dürfte keinen Schatten und keine Form, keinen Wert und keinen Durchmesser haben; nichts, aber auch gar nichts aus unserer Welt dürfte sich an ihm wiederholen. Wir könnten es offensichtlich überhaupt nicht wahrnehmen, denn selbst die Eigenschaft der Wahrnehmbarkeit dürfte sich an ihm nicht wiederholen. Es wäre uns mit unseren Mitteln nicht zugänglich.«⁹

8 Platon, *Gesammelte Werke*, Bd. 2, Hamburg 1957, S. 21 ff.

9 H. Blaseio, *Das Kognos-Prinzip. Zur Dynamik sich-selbst-organisierender wirtschaftlicher und sozialer Systeme*, Berlin 1986, S. 195.

Umgekehrt muß aber natürlich das Neue das Alte systematisch überschreiten, denn sonst wäre ja das Neue bereits ein Altes und würde damit von vornherein jeden Sinn verlieren. Auch das Alte entzieht sich aber in reiner Form jeder Vorstellung. Denn schon die Vorstellung des Alten würde voraussetzen, daß die Vorstellung in eben diesem Alten bereits existiert. Dann aber ist die Vorstellung immer schon eine *vergangene* Vorstellung, und gerade das kann man sich dann eben *nicht mehr* vorstellen. Darüber hinaus ist anzunehmen, daß auch eine wiederholte Erkenntnis des Alten einen Mehrwert schafft, der das Dagewesene überschreitet. Dieser »Mehrwert« kann z. B. in der Schaffung von »Vertrauen« liegen: Jetzt weiß man, worauf man sich verlassen kann, und gerade das kann dann der Ausgangspunkt dafür sein, daß man sich auch in Unvertrautes, Neues vorwagt.¹⁰ Das Alte schafft aus sich heraus das Neue, und eben das ist die Paradoxie.

v.

Wenn es so ist, daß die Entstehung des Neuen etwas mit Zeit und Paradoxie zu tun hat, dann kann man sehen, warum die traditionelle Theorie überall dort, wo es um die Entstehung des Neuen geht, nicht allzu viel beitragen kann. Die traditionelle Theorie baut auf einer Logik des Seins, nicht aber auf einer Logik des Werdens auf. Die Logik, auf der sie aufbaut, ist eine zweiwertige; es gibt nur Sein oder Nicht-Sein: *Tertium non datur*. Das zeigt sich am deutlichsten in der (mikro-)ökonomischen Theorie, die sich so ausgedehnt eines mathematischen Sprachspiels bedient, das seinerseits nur vor dem Hintergrund einer zweiwertig-formalen Logik zu denken ist. Sicherlich, es gibt rekursive Funktionen mit Zeitindex (man denke nur an die berühmte »Habit-Persistence«-Hypothese des Konsumverhaltens), aber diese dynamikerzeugenden Funktionen werden selbst durch einen Modellkonstrukteur invariant gesetzt. Eine endogene Veränderung dieser Funktionen ist nicht vorgesehen: Das würde zu einer »echten« selbstreferentiellen Struktur führen, und eben diese ist schon von

¹⁰ Vgl. N. Luhmann, »Die Lebenswelt – nach Rücksprache mit Phänomenologen«, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 72 (1986), S. 176-194 (S. 181 f.).

den Voraussetzungen her aus dem formalen Kalkül ausgeschlossen. Damit kommt man aber in Peinlichkeiten: Man will zwar eine Theorie der Unternehmung entwickeln, aber das eigentlich »Unternehmerische« – die Schaffung und/oder Durchsetzung neuer Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung – bleibt der Theorie verschlossen. So muß auch E. Gutenberg, der Ziehvater einer mikroökonomisch orientierten Betriebswirtschaftslehre, nachdem er den »dispositiven« Faktor – die Geschäfts- und Betriebsleitung – als »das Zentrum, die eigentlich bewegende Kraft des betrieblichen Geschehens« herausgestellt hat, eingestehen:

»Der dispositive Charakter ... ist in kein Verfahren auflösbar. Denn die großen Entscheidungen wurzeln in jener Irrationalität, die das Geheimnis individueller Art zu denken und zu handeln bleibt.«¹¹

Dieses Eingeständnis bedeutet ganz offensichtlich die Bankrotterklärung eines wissenschaftlichen Ansatzes; das, was zu erklären eigentlich das Interessanteste wäre, kann man gerade *nicht* erklären. In dieser Situation ist es ermutigend, daß es heute doch Ansätze zu einer neuartigen Theorie gibt, die auf der Basis einer Logik von Selbstreferenz und Paradoxie operiert und damit die Frage nach der Entstehung des Neuen schon in den Strukturkern der Theorie hineinbaut. Die Stichworte, unter denen diese Theorie firmiert, lauten »Kybernetik der 2. Ordnung« und »Autopoiesis«; die wichtigsten Autoren, die damit arbeiten, Heinz von Foerster, Humberto Maturana/Francesco Varela und – für den Bereich sozialer Systeme – Niklas Luhmann.¹² Ich möchte mich zunächst auf drei Gesichtspunkte beschränken, die im vorliegenden Zusammenhang unmittelbar relevant sind.

Erstens: Die neue Theorie ist zu allererst eine Theorie der (wissenschaftlichen) Beobachtung. Die traditionelle, auf einer zwei-

11 E. Gutenberg, *Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre*, Band 1: *Die Produktion*, 23. Aufl., Berlin et al. 1979, S. 147 (das zuvor in den Text eingeschobene Zitat findet sich auf S. 131).

12 Vgl. H. von Foerster, *Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie*, Braunschweig 1986; H. Maturana, *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*, Braunschweig 1982; F. Varela, *Principles of Biological Autonomy*, Elsevier/North-Holland, New York 1979; N. Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984.

wertigen Logik aufbauende Theorie hat die Frage nach dem Beobachter immer ausgespart; sie war eine Theorie des beobachteten, nicht aber des beobachtenden Systems. Hierin schien der einzige Weg zu liegen, nicht auch in den Strudel von Selbstreferenz und Paradoxie hineinzugeraten. Dieser »blinde Fleck« muß nun freilich direkt zum Thema werden: Über Paradoxien und deren »zeitbindende« Handhabung kann man, das hat sich oben gezeigt, keine Beobachtungen anstellen, wenn man nicht auch beobachtet, wie ein Beobachter beobachtet. Damit ist die neue Theorie schon von Anfang an selbstreferentiell strukturiert, und der Verdacht der Paradoxie bestätigt sich auch an ihr selber. Auch sie kann nur sehen, was sie sieht, aber sie kann nicht sehen, was sie nicht sieht. Auch sie kann nur sehen, weil sie nicht sieht, und sie kann nicht sehen, weil sie sieht. Beides zusammen geht nicht; auch sie benötigt einen »blinden Flecken« als Bedingung der Möglichkeit allen Sehens.

Zweitens: Eine Beobachtung ist nichts anderes als die Handhabung einer Unterscheidung; wir können einen Gegenstand nur beobachten, wenn wir ihn aus jener Welt, in der dieser Gegenstand sich befindet, in irgendeiner Weise ausgrenzen, ihn von anderen Gegenständen unterscheiden können.¹³ Man denke – mit Gregory Bateson – hier nur an eine Landkarte mit all ihren Höhenlinien, Straßenmarkierungen usw.; immer werden hier Einzeichnungen vorgenommen, die die Eintönigkeit des Papiers unterbrechen, mithin also einen Unterschied markieren. Diese Unterschiede sind freilich nicht einfach vorhanden; sie müssen durch einen Beobachter gesetzt werden. Die Realität existiert nicht einfach; sie wird von uns *erfunden*. Genau diese Erfindung *halten* wir dann aber für die Realität. Unterschiede sind also keineswegs willkürlich. Sicherlich: *Zunächst* werden Unterschiede arbiträr gesetzt; *dann aber* erweist es sich, ob diese Unterschiede einen Anschlußwert besitzen, ob sie weitere Unterschiede ausmachen, weitere Beobachtungen ermöglichen. Unsere Erfindungen der Welt sind in einen Zusammenhang des Früher und des Später eingebunden; sie dehnen sich in die Zeit aus und erhalten dadurch

13 Vgl. H. Maturana, »Biologie der Kognition«, in: Maturana (Fn. 12), S. 32-80 (S. 34); N. Luhmann (Fn. 12), S. 63; D. Baecker, »Die Kunst der Unterscheidungen«, in: *Ars Electronica*, [Linz] (Hg.), *Im Netz der Systeme*, Berlin 1990, S. 7-39.

den Wert einer – um den oben gebrauchten Begriff wieder aufzunehmen – *Information*, ein Begriff, zu dem Gregory Bateson¹⁴ sagt:

»Der terminus technicus ›Information‹ kann ... als irgendein Unterschied, der bei einem späteren Ereignis einen Unterschied ausmacht, definiert werden.«

Drittens: Nicht nur Wissenschaftler beobachten im Rahmen ihrer Tätigkeit, im Rahmen des Wissenschaftssystems; auch in allen anderen Teilsystemen der Gesellschaft kommen Beobachtungen im Sinne einer Handhabung von Unterscheidungen vor. Man kann fragen, ob es auch hier Unterscheidungen gibt, die einen besonderen Anschlußwert besitzen und sich darum als Kondensationspunkt für die Systembildung überhaupt evolutionär bewährt haben. N. Luhmann spricht an dieser Stelle von *Leitunterscheidungen* oder »Codes«, die im Kontext eines Systems gehandhabt werden müssen.¹⁵ Kommunikationen im Kontext des Rechtssystems orientieren sich beispielsweise an der Unterscheidung recht/unrecht; Kommunikationen im Rahmen des Wissenschaftssystems an der Unterscheidung wahr/unwahr. Was das Wirtschaftssystem – jenes Teilsystem der Gesellschaft, das den Betriebswirt wohl am meisten interessiert – angeht, so scheiden sich freilich die Geister noch, worin die Leitunterscheidung liegt – und es gibt sogar Stimmen, die im Hinblick auf dieses System nicht von *einer*, sondern von *zwei* Leitunterscheidungen sprechen.¹⁶ Ich begnüge mich zunächst mit *einer* Leitunterscheidung und gehe im Anschluß an Michael Hutter davon aus, daß dies der Wertbegriff ist. Der Wertbegriff als *Unterscheidung*? Jawohl! Wenn das System sich nicht selbst paralysieren will, muß es die Anwendung der Leitdifferenz auf sich selber vermeiden. Es darf deshalb innerhalb des Systems nicht gefragt werden, welchen Wert der Wertbegriff besitzt. Die Einheit des Wertbegriffs wird deshalb durch eine Differenz ersetzt: durch die Differenz von Leistung und Kosten. »Wenn wir

14 G. Bateson, »Eine Überprüfung von Batesons Regel«, in: ders., *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*, Frankfurt a. M. 1985, S. 486–509 (S. 488).

15 Vgl. N. Luhmann, *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, Opladen 1986, S. 75 ff.

16 Vgl. D. Baecker, *Information und Risiko in der Marktwirtschaft*, Frankfurt a. M. 1988, S. 64 ff.

von Wert reden, dann ist damit ein Vorgang bezeichnet, bei dem einem Handlungsträger etwas zuwächst. Wenn sich dagegen die Bewertung auf etwas richtet, das der Handlungsträger aufgibt, dann wird in der Regel von Kosten gesprochen.¹⁷ Die Differenz von Leistung und Kosten erscheint innerhalb des Systems nicht als Paradox (Leistung *weil* Kosten, Kosten *weil* Leistung), sondern als einfache Negation; wenn man den Gewinn berechnet, muß man beides voneinander subtrahieren.¹⁸ Von außen betrachtet sieht es aber so aus, daß das System zwischen den beiden Seiten der Differenz hin-und-her-oszilliert und auf diese Weise in einem zeitlich ausgedehnten, »zeitbindenden« Prozeß Wert *produziert*.

VI.

Die Hinweise, die ich hier gebe, sind in dieser Knappheit zweifellos nur schwer konsumierbar. Ich hoffe trotzdem, daß sich ein Gefühl einstellt für die Intuition, die hier im Spiel ist: daß der hier vorgestellte Theorieansatz Bedeutung besitzt, wenn es darum geht, der Frage nach der Entstehung des Neuen auf die Spur zu kommen. Die Entstehung des Neuen hat etwas mit »Zeit« zu tun; deshalb ist die Frage von Interesse, wie soziale Systeme, wenn sie denn als innovations- oder auch als evolutionsfähig¹⁹ begriffen werden sollen, im Zuge ihrer Operationen Zeit »binden« können. Sobald man weiß, daß auch die Beobachtung von Paradoxien nur eine Beobachtung-in-der-Zeit sein kann, liegt es deshalb nahe, beides miteinander zu verbinden und nicht nur die Theorie überhaupt, sondern auch die Theorie sozialer Systeme (und was den Betriebswirt dann besonders interessiert: die Theorie der Unter-

17 M. Hutter, *Die Produktion von Recht. Eine selbstreferentielle Theorie der Wirtschaft, angewandt auf den Fall des Arzneimittelpatentrechts*, Tübingen 1989, S. 54.

18 Vgl. K. Bohr, »Betriebswirtschaftlicher Wertbegriff und seine Anwendung«, in: Stöppler, S. (Hg.), *Information und Produktion. Beiträge zur Unternehmenstheorie und Unternehmensplanung*, Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Waldemar Wittmann, Stuttgart 1985, S. 59-81 (S. 77).

19 Dieser Begriff ist der theoretische Ausgangspunkt bei D. zu Knyphausen, *Unternehmungen als evolutionsfähige Systeme. Überlegungen zu einem evolutionären Theoriekonzept*, München 1988.

nehmung) auf der Idee einer Handhabung von Paradoxien zu gründen.

Die vorstehende Skizze hat gleichzeitig wenigstens angedeutet, daß die anvisierte Theorie nicht nur mit dem einen Teil der Überschrift dieses Beitrages, mit Paradoxie, etwas zu tun hat, sondern auch mit dem anderen, mit Visionen. Die Welt-eines-Beobachters wurde als Erfindung vorgestellt, und es wurde darauf hingewiesen, daß Beobachtungen/Erfindungen Operationen darstellen, die in sozialen Systemen sich ereignen. Das, was »real« ist, und das, was »Erfindung« oder eben »Vision« ist, kann man offenbar nicht so leicht trennen – auch wenn es manchmal *Zeit* kosten mag, bis beides zur Deckung kommt.

Freilich, mit diesen Beobachtungen ist nur ein erster Schritt gegangen auf dem Weg zu einer Theorie, die die Rolle von Visionen im Prozeß der Entstehung des Neuen thematisiert. Hier müssen noch weitere Schritte gegangen werden. Visionen werden beispielsweise häufig mit genösen Eingebungen herausragender Unternehmerpersönlichkeiten assoziiert.²⁰ Bisher aber war von diesem individuellen Moment noch wenig die Rede; die Rede war eher von der Innovationsfähigkeit *sozialer Systeme*. Es ist dieser Gesichtspunkt, zu dem im folgenden einige weitergehende Überlegungen angestellt werden sollen.

Ausgangspunkt ist wieder eine Theorie selbstreferentieller, autopoietischer Systeme à la Niklas Luhmann – schon deshalb, weil hier auch Organisationen bzw. Unternehmungen mitbeobachtet werden.²¹ Dieser Theorie ist nicht selten ein »leidenschaftlicher Antihumanismus«²² vorgeworfen worden, weil sie das Individuum zur *Umwelt* eines sozialen Systems rechnet. Das kann man als bloße Polemik abtun. Man kann sich aber auch überrascht zeigen, daß in dieser Theorie soviel von Paradoxie und Selbstrefe-

20 Vgl. z. B. T. Sommerlatte, »Unternehmerverhalten: Den Wandel verstehen oder nicht«, in: Arthur D. Little International (Hg.), *Management des geordneten Wandels*, Wiesbaden 1988, S. 73-89.

21 Vgl. N. Luhmann, »Organisation«, in: Küpper, W./Ortmann, G. (Hg.), *Mikropolitik: Rationalität, Macht und Spiele in Organisationen*, Opladen 1986, S. 165-185; ders., »Medium und Organisation«, in: ders., *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1988, S. 302-323.

22 T. Schöfthaler, »Soziologie als ›interaktionsfreie Kommunikation‹. Niklas Luhmanns leidenschaftlicher Antihumanismus«, in: *Das Argument* 27 (1985), S. 372-383.

renz die Rede ist und beobachtet wird, daß der Verdacht nicht nur ein Verdacht ist und die Figur der Selbstreferenz (z. B. in Form der »reinen« Selbstreferenz, der Tautologie) in der Tat mit einer Paradoxie einhergeht: Selbstreferenz impliziert immer auch Fremdreferenz.²³ Gleichzeitig werden aber soziale Systeme ausschließlich als *autopoietische*, als sich selbst produzierende und reproduzierende Systeme vorgestellt, nicht aber auch als *allopoietische*, als von außen, von Menschenhand gemachte. Für den betriebswirtschaftlich-organisationstheoretisch orientierten Beobachter wandelt sich dann die Überraschung schnell in Unwohlsein: Sollen soziale Systeme wirklich nur aus Kommunikationen bestehen, Organisationen nichts anderes sein als Entscheidungen, die fortgesetzt weitere Entscheidungen produzieren? Soll all das Wissen, das die Disziplin aus den verschiedenen Verhaltenswissenschaften gesammelt hat, mit einem Mal obsolet sein? Ist es nicht denkbar, daß auch jene Theorien, die die Beschreibung und Erklärung von Unternehmungen sich nur vor dem Hintergrund eines methodologischen Individualismus vorstellen können, ihre Berechtigung besitzen?

Ich schlage in dieser Situation vor, sich von der forschungsleitenden Konstruktionsheuristik leiten zu lassen, daß soziale Systeme im allgemeinen und Unternehmungen im besonderen *sowohl* autopoietische *als auch* allopoietische Systeme »sind«, und damit die (in seiner Weise vor allem von Jürgen Habermas²⁴ formulierte) Idee der Komplementarität einer Innen- und einer Außenperspektive der Beobachtung zu verbinden.²⁵ Der wissenschaftliche Beobachter hat zwei Möglichkeiten. Entweder er beobachtet das System von außen; dann spricht er *über* einen Kommunikationszusammenhang. In diesem Fall rückt die »Quelle« der Kommunikation in den Vordergrund, während die spezifische Handhabung der Leitdifferenz des Systems unzugänglich bleibt. Das System wird als »Person« beschrieben, das heißt vor allem (aber

23 Vgl. N. Luhmann (Fn. 4), S. 319 f.; D. Baecker, »Die Freiheit des Gegenstandes: Von der Identität zur Differenz. Perspektivenwechsel in den Wissenschaften«, in: *DELFIN* 5 (1985), S. 76-88 (S. 88).

24 Vgl. Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 2: *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Frankfurt a. M. 1981, S. 171 ff.

25 Vgl. zum folgenden D. zu Knyphausen (Fn. 19), S. 130 ff., mit der dort angegebenen Literatur.

nicht ausschließlich): als Aggregat von Individuen. Oder er beobachtet das System von innen; dann befindet er sich *in* dem Kommunikationszusammenhang und nimmt daran teil. Das System wird zur »Konversation«, die Quelle wird irrelevant, die Asymmetrien werden aufgehoben: Was zählt, ist nur, daß die Kommunikation gelingt, es zu einem Verstehen kommt. Der wissenschaftliche Beobachter kann sich damit freilich nicht begnügen; er ist ja zuallererst dem Wissenschaftssystem zugehörig und leistet – das kann man von außen sehen – einen Beitrag zur Reproduktion *dieses* Systems. Er muß deshalb vom Innen auch wieder in das Außen wechseln, Innen und Außen müssen sich *abwechseln*: Theorie als Flik-Flak zwischen den Perspektiven.

VII.

Was hat all dies nun mit der Entstehung des Neuen zu tun? Und was mit Visionen? Ich möchte die Antwort zunächst als Vision formulieren. Die Entstehung des Neuen ist das Ergebnis eines fortlaufenden Hin-und-hers zwischen Innen- und Außenperspektive, eines Hin-und-Hers zwischen der Eingebung des Subjekts (des Individuums) und der intersubjektiven Kommunikation im Kontext eines sozialen Systems. Das Subjekt produziert, nun haben wir es: *Visionen*, die zunächst einmal mehr oder weniger unverständlich sein mögen, weil sie den gegebenen Kontext transzendieren. Diese Visionen müssen erst im Laufe der Zeit in die Intersubjektivität, in das bestehende Regelsystem hineingeholt werden; nur in dem Maße, in dem dies geschieht, kann das Neue als *Neues* wirksam werden, weil man erst jetzt sehen kann, *was* das Neue eigentlich ist. Der intersubjektive Austausch »erarbeitet« sich gleichsam das Neue. Es kann zwar auf diese Weise nicht herbeigeredet werden. Aber es darf eben in der einsamen Welt des Subjekts auch nicht verschlossen bleiben.

Diese auf das Hin-und-Her zwischen Subjekt und Intersubjektivität, zwischen Konversation und Person, zwischen Innen und Außen abstellende Vision läßt sich nachvollziehbar machen, wenn man an Bekanntem, inzwischen vielfach Kommuniziertem anknüpft – wenn auch auf dem Wege der Kritik. Jürgen Habermas²⁶

26 J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1: Hand-

hat einen Begriff des kommunikativen Handelns vorgestellt, der zusammen mit dem Begriff der Lebenswelt als Grundlage einer Gesellschaftstheorie dienen soll, die den Übergang vom Bewußtseins- zum Kommunikationsparadigma vollzieht. Kommunikatives Handeln bedeutet, daß Geltungsansprüche gestellt werden: Wann immer man etwas sagt und dabei eine verständigungsorientierte Einstellung einnimmt, unterstellt man, daß die zugrundegelegten Annahmen über die Welt wahr sind, daß die intendierte Handlung normativ richtig ist und daß die Aussage so gemeint ist, wie sie geäußert wird – und daß man bei Einrede unter den genannten Aspekten Gründe anführen kann, die die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche belegen. In das Dreigestirn der Geltungsansprüche ist dabei freilich eine Asymmetrie eingebaut, die nicht immer hinreichend deutlich wird. Propositionale Wahrheit und normative Richtigkeit sind nämlich *intersubjektiv* verbindliche Geltungsansprüche, über deren Rechtmäßigkeit man *kommunizieren* kann, während man über Wahrhaftigkeit bzw. Authentizität gerade *nicht* reden kann: Je mehr man hier reden muß, je mehr man die Liebe beteuert, desto weniger glaubwürdig ist es. Die Glaubwürdigkeit muß sich in Handlungszusammenhängen *einstellen*, indem man tut, was man sagt. Sonst läßt sich die Paradoxie nicht einfangen.²⁷

Dieses Konzept paßt zunächst gut zu der Idee eines Theoriekonzeptes, das in der angedeuteten Weise auf Komplementaritäten setzt. Bei genauerer Betrachtung entstehen freilich Probleme. Habermas betont zwar den potentiell-innovativen Charakter von idiosynkratischen Ausdrucksformen; das Paradebeispiel dafür ist natürlich das gelungene Kunstwerk. Aber über solche »Visionen« kann man doch offensichtlich nicht reden, man kann sie nur hinnehmen und auf sich wirken lassen! Dem Flick-Flak aus der privilegiert zugänglichen Welt des Subjekts in die intersubjektive Welt der Kommunikation sind mithin Grenzen gesetzt. Das gilt zumindest dann, wenn man Kommunikation nur als ein Verhandeln von Geltungsansprüchen begreift, das (nach einer zweiwertigen

lungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, Frankfurt a. M. 1981, sowie ders. (Fn. 24).

27 Vgl. N. Luhmann, »Autopoiesis, Handlung und kommunikative Verständigung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 11 (1982), S. 366-379 (S. 373 f.).

Logik!) immer in eindeutige Ja/Nein-Stellungnahmen mündet. Auf diese Weise gehen nämlich das *Spielerische* der Kommunikation und die »Freude an der Erfindung« verloren, die doch offenbar unbedingt dazugehören.²⁸ Man kann Geltungsansprüche nicht mehr dahingestellt sein lassen, Alter's Ideen auch mal *probeweise* annehmen und sehen, wie sie sich bewähren, ohne sich damit auch schon festzulegen (das heißt mit Habermas: »interaktionsfolgenrelevante Verbindlichkeiten« einzugehen). Die Innovationslasten werden, mit anderen Worten, *allein* den individuellen Idiosynkrasien überlassen, während das Kommunikationsmodell selber unter dem Innovationsaspekt eigentümlich steril bleibt.²⁹

Die Kehrseite dieses, wie sich zeigt problematischen Modells ist natürlich ein Modell der Entstehung des Neuen, bei dem die Kreativität des Einzelnen und die Produktivität der Kommunikationsgemeinschaft tatsächlich gleichberechtigte Elemente darstellen (ganz analog etwa zu den Polen einer Paradoxie). Bei diesem Modell ist die Idee der Begründung nicht aufgegeben; auch hier wird davon ausgegangen, daß mit der Zeit, das heißt in dem Maße, wie sich innovative, »visionäre« Ideen im Ongoing Process der Beobachtung bewähren, auch ein zunehmendes Maß an Intersubjektivität hergestellt werden kann. Freilich handelt es sich hier nicht um eine Subsumption unter irgendwelche Gesetzmäßigkeiten oder sozial verbindliche Normen, die anderswo (und wenn es im Zuge eines theoretischen und praktischen Diskurses ist!) festgelegt worden sind. Die Regeln für die Begründung, die Maßstäbe, nach denen man etwas beurteilen kann, müssen vielmehr im Kommunikationsprozeß selber gefunden werden. Man muß *gemeinsam* Gründe suchen und die Kriterien finden, anhand derer Gründe als Gründe gelten können.

28 Vgl. G. Bateson, »Metalog: Über Spiele und Ernst«, in: ders., *Ökologie des Geistes* (Fn. 14), S. 45-52; J.-F. Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Graz und Wien 1986, S. 40.

29 Vgl. B. Waldenfels, »Rationalisierung der Lebenswelt – ein Projekt. Kritische Überlegungen zu Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns*«, in: ders., *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt a. M. 1985, S. 94-119 (S. 111 f.).

Die Entstehung des Neuen ist Ausfluß einer Paradoxie, die sich, das haben wir gesehen, in unserem Kommunikationsmodell als ein »Flik-Flak« zwischen den Eingebungen des Subjekts und der intersubjektiven Verhandlung dieser Eingebungen im Rahmen des Kommunikationsprozesses niederschlägt. Das ist sicherlich eine abstrakte Beobachtung. Man kann darüber hinaus aber fragen, ob es nicht Mechanismen gibt, die diesen Flik-Flak gleichsam »operativ wirksam« werden lassen. Eine solche Frage ist im vorliegenden Zusammenhang vor allem deshalb interessant, weil sie uns wieder auf das – bisher ja recht beiläufig behandelte – Thema »Visionen« führt.

Visionen sind *Erzählungen* eines Subjekts, eines Individuums über eine von ihm erschaute Zukunft.³⁰ Es wird über etwas berichtet, was zunächst er/sie und nur er/sie sehen kann. Das Bild, das hier vor Augen steht, läßt sich freilich im allgemeinen nicht vollständig beschreiben; es weist Lücken auf. Die Vision ist eher ein Mosaik aus verschiedenen, mehr oder weniger zusammenpassenden Teilen als ein in sich konsistenter »Text«. Dem Visionär fehlen zum Teil die Worte; er/sie muß auf Metaphern zurückgreifen, die einleuchten oder nicht einleuchten können. Auf Nachfragen kann er/sie nicht immer präzisierend eingehen; und erst recht können keine *Gründe* angeführt werden, warum etwas so und nicht anders kommen soll. Erhobene Geltungsansprüche können nicht eingelöst werden, sie müssen dahingestellt bleiben. Bekundet wird nur, daß der Visionär sich *trotzdem* von dieser Vision leiten läßt – ob das nun »vernünftig« ist oder nicht. Die Gründe müssen tatsächlich erst *herbeigeschafft* werden, aber das ist nur unter gemeinsamen kommunikativen Anstrengungen möglich.

Die Frage ist nun allerdings: Warum sollen eigentlich bestimmte (z. B.: unternehmerische) Visionen kommunikativ verhandelt werden? Warum sollten sich andere Akteure dazu motiviert fühlen, einer Vision, die nicht ihre eigene ist, nachzugehen, und sogar etwas zu *tun*, damit die Vision am Ende Wirklichkeit werde?

30 Vgl. zum folgenden auch W. Kirsch, *Kommunikatives Handeln, Auto-poiese, Rationalität. Sondierungen zu einer evolutionären Führungslehre*, München 1992, Kap. 3.

Warum sollte es tatsächlich zu einem »Flik-Flak« in dem oben postulierten Sinne kommen?

Die Antwort, die ich geben möchte, hat wieder etwas mit *Rationalität* zu tun, genauer: mit *ästhetischer* Rationalität. Diesen Begriff findet man auch bei Habermas; in dem (dargestellten) Konzept des kommunikativen Handelns hat er etwas mit *Wahrhaftigkeit* und *Authentizität* zu tun. Hier hat man es mit dem Modell einer Produktionsästhetik zu tun; es geht um die Artikulation von Bedürfnissen durch einen Sprecher. Albrecht Wellmer hat aber auf die Ergänzungsbedürftigkeit dieses Begriffes ästhetischer Rationalität hingewiesen.³¹ Rationalität hat demnach auch etwas mit der *ästhetischen Stimmigkeit* zu tun, die ein Kunstwerk ebenso wie eine visionäre Erzählung für einen Rezipienten besitzt. Wellmer schließt dabei unmittelbar an die Ästhetiktheorie Adornos an. Adorno hatte mit seinem Begriff der »Mimesis« den Versuch unternommen, die eigentümliche »Nachahmung der Natur« durch das Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen. Die Sprache als ein Ort der Wahrheitsrepräsentation galt ihm als prinzipiell verdächtig, weil sie um der Erfüllung der Kommunikationsfunktion willen das Besondere, Idiosynkratische durch ihren spezifisch identifizierenden Zugriff immer gleichsam vergewaltigen muß. Adorno, als »Anwalt des Nicht-Identischen« (Wellmer), hielt daher das Kunstwerk für den eigentlichen Ort der Wahrheit, das Zeugnis gibt von »einer beredten, aus ihrer Stummheit befreiten, einer erlösten Natur, ebenso wie ... (von; Anm. d. Verf.) einer versöhnten Menschheit« (S. 15).

Gegen Adorno besteht Wellmer nun allerdings auf dem dialektischen Verhältnis, das zwischen Sprache und Kunstwerk herrscht. Einerseits muß Sprache sich keineswegs in einem identifizierenden Gebrauch erschöpfen; sobald Sprache zum Medium der Kommunikation wird, werden durch die Verschiedenheit der Kontexte der Beteiligten die verschiedenen Facetten der zunächst »vergewaltigten« Natur doch noch gleichsam »eingespielt«: Kommunikation ist nicht nur »ein Hin- und Hergehen zwischen Be-

31 A. Wellmer, »Wahrheit, Schein, Versöhnung. Adornos ästhetische Rettung der Modernität«; »Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno«, beides in: ders., *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno*, Frankfurt a. M. 1985, S. 9-47 und 48-114. Die im nachfolgenden Text genannten Seitenangaben beziehen sich auf dieses Buch.

griff und Sache, sondern auch ein Hin- und Hergehen zwischen dem einen und dem anderen Begriff von einer Sache« (S. 95). Andererseits ist die spezifische Wahrheit, die in einem Kunstwerk steckt, zunächst nur ein Wahrheitspotential, das durch den Betrachter noch aktiviert werden muß. Eben dazu bedarf es aber der Kommunikation; nur so kann über die »Logik« oder den »Sinn« eines Gebildes« (S. 64) verhandelt werden. Das Singuläre, Erstmalige des Kunstwerks und das Allgemeine, Bestätigende der Sprache finden in der Kommunikation zu einer Einheit.

Wie aber kommt es nun zu einem Sich-Verständigen verschiedener Individuen über den »Sinn« oder die »Logik« eines Kunstwerkes? Worin liegt die eigentümliche »Energetik« eines Kunstwerkes, die eine Kommunikation »provoziert«? Es sind diese Fragen, auf die mit dem Begriff der »ästhetischen Stimmigkeit« eine Antwort gegeben wird. Die verschiedenen Elemente oder Teile eines Kunstwerkes müssen in irgendeiner Weise zusammenpassen, müssen eine Schönheit konstituieren, von der sich die Betrachter unweigerlich angezogen fühlen. Die »Mona Lisa« ist so schön, daß man ewig hinsehen möchte; ebenso können aber auch die Erzählungen oder »Narrationen« über die Visionen des »Unternehmers« ein Traumland beschreiben, in das man nur zu gerne auch selber kommen möchte. Man muß sich geradezu damit auseinandersetzen, muß darüber reden, um dem »gemeinten Sinn« dieses Kunstwerkes, dieser Vision näherzukommen.

Das gelungene Kunstwerk fungiert also, zusammenfassend, als »Programm für zahllose Kommunikationen über das Kunstwerk«. ³² Die Frage ist nicht allein, ob ein Kunstwerk gefällt oder nicht gefällt; man sucht vielmehr nach Verständigung mit anderen, um die in dem Kunstwerk sich ausdrückende Wahrheit ganz zu erfassen – ein Prozeß, der sich im Spannungsfeld zwischen »Bestätigung« und »Erstmaligkeit« ³³, zwischen Altem und Neuem bewegt. Anhand eines Kunstwerkes kann einerseits das artikuliert werden, was man immer schon gewußt hat, ohne aber die richtigen Worte dafür zu haben. Andererseits zeigt sich aber genau

32 N. Luhmann, »Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst«, in: *DELFIN* III (1984), S. 51-69 (S. 53).

33 Vgl. E. von Weizsäcker, »Erstmaligkeit und Bestätigung als Komponenten der pragmatischen Information«, in: ders. (Hg.), *Offene Systeme 1. Beiträge zur Zeitstruktur von Information, Entropie und Evolution*, Stuttgart 1974, S. 82-113.

darin auch die innovative Funktion des Kunstwerkes: es »durchschlägt die Sicherungen unserer gewohnten Wahrnehmungs- und Denkweisen und eröffnet uns dadurch neuen Sinn; nur indem es uns schockiert, ergreift oder in Bewegung setzt, kann es sich uns verständlich machen. Ästhetische Wirkung und ästhetisches Verstehen sind miteinander verschränkt; das eine ist nicht ohne das andere« (S. 65). Es geht immer auch um die Veränderung gewohnter Wahrnehmungsweisen und damit letztlich natürlich auch um eine Fortentwicklung bislang eingespielter Bedürfnisinterpretationen.

IX.

Ich komme zum Schluß. Die vorstehenden Überlegungen sollten zeigen, daß die Paradoxie, die bei der Entstehung des Neuen im Spiel ist, sich »operativ bemerkbar« macht: Von den gelungensten Eingebungen visionärer Persönlichkeiten geht soviel Energie, so viel Spannung aus, daß eine kommunikative Verhandlung ihre Unwahrscheinlichkeit verliert, es tatsächlich zu einem »Flick-Flak« zwischen »Person« und »Konversation«, zwischen Innen und Außen kommen kann. Zwischen Paradoxie, Vision und der Entstehung des Neuen besteht, das ist meine Vision, insofern ein unmittelbarer Zusammenhang. Wenn diese Vision gefällt, dann mag jetzt darüber vielleicht eine Kommunikation entstehen.